

THEOLOGISCHE REVUE

119. Jahrgang

– März 2023 –

Wood, John Carter: *This is your Hour*. Christian Intellectuals in Britain and the Crisis of Europe, 1937–49. – Manchester: Manchester University Press 2019. 304 S., geb. € 91,36 ISBN: 978-1-52-615256-5

Mit dem Jahr 1989 brach eine neue Zeit an. Francis Fukuyama meinte das mit dem „End of History“ nicht so, wie es vom Titel seines Essays her zu vermuten gewesen wäre. Aber in den Köpfen war ein gerader Weg hin zu einer klaren, leuchtenden Zukunft vorgezeichnet. Nicht nur hatte das sowjetische Imperium ein weitgehend gewaltloses Ende erlebt. Vielmehr schien die Durchsetzung demokratischer Systeme, das Modell einer regelbasierten, friedlichen Lösung zwischen- und innerstaatlicher Konflikte, die Dominanz liberaler Vorstellungen im gesellschaftlich-kulturellen Zusammenleben und eine damit irgendwie verbundene Form kapitalistischen Wirtschaftens unaufhaltbar. Gewiss, es gab in den 1990er Jahren den ersten Irakkrieg, die Kriege im zerfallenden Jugoslawien und den Genozid in Rwanda. Doch diese wurden letztlich wahrgenommen als Abweichungen vom Trend, die zudem durch gezielte Eingriffe mehr und minder gut bewältigt wurden und auch prospektiv den Anstoß zu einer Stärkung transnationaler Institutionen (Internationaler Strafgerichtshof) und Normen (R2P) gaben. Heute liegt es natürlich nahe, verzweifelt den Kopf zu schütteln. Rechtsradikale Bewegungen und Parteien in Europa; ein hyperkapitalistischer Riese wie China, freilich ohne Demokratie; Donald Trump und die gespaltenen USA; Corona; der russländische Angriffskrieg gegen die Ukraine; die Krisen der globalisierten Wirtschaft; die Klimakatastrophe – sie lassen den angedeuteten Optimismus als Illusion und verantwortungslose Narretei erscheinen.

Orientierung tut not. In den die Krisen und Katastrophen flankierenden öffentlichen Debatten nehmen Intellektuelle als Menschen, die die Entwicklung von Politik, Kultur und Gesellschaft begleitend kommentieren, auf Gefahren hinweisen, Chancen und Notwendigkeiten benennen und so Einfluss auf den Gang der Dinge zu nehmen versuchen eine prominente Stelle ein. Das ist nicht neu. Wer nach Vorbildern sucht, mag speziell an den 1920er, 1930er und 1940er Jahren des 20. Jh.s interessiert sein, die durchaus Parallelen zu unserer Zeit aufweisen. So hatte Tony Judt in den Nullerjahren unseres Jh.s angemahnt, seinerzeitige Diskussionen um die Grundlagen von Politik und Kultur und deren Akteur:innen nicht zu vergessen¹. In einer der bemerkenswertesten Auseinandersetzungen mit der politischen Krise unserer Zeit rekurriert Paul Mason ausführlich auf die genannten Jahrzehnte und sucht anhand der historischen Verläufe ein Gegenmodell zu entwickeln.² Christliche Gedankenwelten und Intellektuelle allerdings nehmen bei beiden Autoren keinen prominenten Platz ein, obwohl, wie schon länger bekannt ist, etwa die UN-Menschenrechtscharta von 1948 maßgeblich von den Einsichten des kath. Starintellektuellen jener

¹ Vgl. Tony JUDT: *Reappraisals. Reflections of the Forgotten Twentieth Century*, Penguin US: New York 2008.

² Vgl. Paul MASON: *How to Stop Fascism. History, Ideology, Resistance*, Allen Lane: London 2021.

Zeit, Jacques Maritain, mitformuliert wurde und geglückte Demokratien in Europa nach 1945 von christdemokratischem Gedankengut geprägt wurden.

Großbritannien war im Kontext der ersten Hälfte des 20. Jh.s eine solide Demokratie in Form einer konstitutionellen Monarchie, für die es die Notwendigkeit einer radikalen Erneuerung wie in Deutschland, Italien oder Japan nach 1945 nicht geben musste. Dennoch gab es auch hier Kreise, die sich in den 1930er und 1940er Jahren nicht nur über die globalen politischen Entwicklungen, sondern auch die Großbritanniens Sorgen machten, debattierten und nach Wegen aus der Krise suchten. John Carter Wood thematisiert in seinem Buch *This is your Hour. Christian Intellectuals and the Crisis of Europe, 1937–49* eine Gruppe eher gemäßigter, meist dem Christentum verbundener Intellektueller, die er nach der zentralen, weil die Diskussionszusammenhänge organisierenden Person, dem Missionar und ökumenischen Aktivistin Joseph H. Oldham (1874–1969) benennt, wenngleich die Selbstbezeichnung „The Moot“ lautete. Wie es für solche Gruppen im Allgemeinen nicht unüblich ist, gab es keine per Satzung normierte Mitgliedschaft. Dass die Intellektuellen verbindende war ein nicht besonders scharf umrissenes, aber gerade aus diesem Grunde tragfähiges Set von Annahmen, das alle mehr und minder motivierte. Diese ließen sich benennen als Einsicht, die Moderne befinde sich in einer tiefgreifenden Krise, die Überzeugung von der Notwendigkeit, ein – wie auch immer im Einzelnen zu verstehendes – christliches Erbe müsse für eine Überwindung der Krise unbedingt zu Rate gezogen werden. Daher müsse spezifisch in Großbritannien der Trend, christliche Konfession werde gesellschaftlich eher das Anliegen einer Minderheit, gewendet werden.

In einer klar das Vorhaben akzentuierenden Einleitung werden das Interesse am Thema begründet, dasselbe in geistesgeschichtliche Zusammenhänge und den spezifisch britischen Kontext eingeordnet sowie knapp bisherige Forschungen angesprochen, weitere Quellen und Methoden vorgestellt. Deutlich wird, dass es sich um eine ideengeschichtliche Untersuchung handelt, die gleichwohl die tatsächlichen Diskussionszusammenhänge und Persönlichkeiten der Teilnehmer:innen ernst nimmt. Insbes. das erste Kap. ist diesen Aspekten gewidmet. Neben den Aktivitäten Oldhams, ohne den es die Gruppe und deren Fortbestand über mehrere Jahre nicht gegeben hätte, sind die Herkunft aus der ökumenischen Bewegung, die Diversität in den Anschauungen und Bestrebungen der beteiligten Personen sowie das Bemühen, über den ausdrücklich als Ort der freien, privaten Debatte gedachten Debattierclub hinaus in die Gesellschaft hinein zu wirken. Letzteres sollte durch zwei vermittelnde Organisationen und das Medium des „Christian News-Letter“ gelingen, insbes. mittels letzterem war man dabei durchaus erfolgreich. Die folgenden Kap. (2–7) widmen sich themenzentriert den Debatten der Oldham-Gruppe. Im Einzelnen waren dies die gesellschaftliche Relevanz des Christentums; das Verhältnis von Glaube und Welt; Rolle und Reichweite des Staates bei der Gestaltung politisch-gesellschaftlicher Ordnung; Nationalismus, Universalismus und Europa; Freiheit, Demokratie und Liberalismus sowie egalitaristische Ideale und Elitenbildung. Wenig überraschend ist, dass die inhaltliche Behandlung der Themen in den im Einzelnen nachgezeichneten Diskursen von den Interessen und ausgeprägten Meinungen der Teilnehmenden sowie den Zeitereignissen – der Kontext waren die späten 1930er und die 1940er Jahre! – bestimmt waren. Als übergreifendes Kennzeichen ließen sich ferner die Vermittlung zwischen Christlichem und Säkularem bestimmen sowie das Bestreben, einen Mittelweg zu finden. Vielleicht war letzteres im „Zeitalter der Extreme“ (Eric Hobsbawm) ‚typisch britisch‘, oder jedenfalls eine typische Haltung. Allenfalls am Rande bis gar nicht wurden allerdings von der Oldham-Gruppe Antisemitismus und Holocaust thematisiert. Ob hier durchaus in Großbritannien grassierende antisemitische, teilweise während des

Krieges noch verschärfte antisemitische, Topoi eine Rolle spielten – in diesem Zusammenhang wäre die andernorts geführte Diskussion um deutlich antisemitische Aussagen des Mitdiskutanten T. S. Eliot anzuführen –, ist zu bedenken.

Die das Buch beschließende Conclusio greift einen in der zeithistorischen Forschung prävalenten Trend auf. Ideen, in diesem Fall ‚christliche‘ haben sicherlich gesellschaftliche und politische Entwicklungen im Europa um die Mitte des 20. Jh.s geprägt. Nur genügt es nicht, allgemeine Schlagworte (Abendland; religiös vs. säkular etc.) zu benennen. Vielmehr sind Mediatoren und deren Wirkweisen zu beschreiben, Debatten genau nachzuzeichnen und die Kontexte präzise zu bestimmen. Für diese Detailstudie darf das als durchweg, auch in gut lesbarer und nachvollziehbarer Form, gelungen bezeichnet werden.

Ein Teilnehmer der Debatten in der Oldham-Gruppe mit bleibendem Nachruhm ist neben T. S. Eliot der Soziologe Karl Mannheim. Sein Konzept einer geplanten Demokratie mag heute obsolet klingen. Die Idee, jede Form der Organisation von Herrschaft müsse und werde Regeln setzen, so auch die Demokratie, wurde bemerkenswerterweise z. B. von Friedrich von Hayek akzeptiert, freilich in dem Sinne, dass die Freiheit der Einzelnen im sozioökonomischen Bereich als vorrangiger Zweck von Demokratie gesetzt wurde. Die aus der Dominanz der neoliberalen Interpretation der Einsicht K. Mannheims resultierenden gesellschaftlichen Folgen sind enorm, s. etwa die Koch-Brüder in den USA, und wären unbedingt zu erörtern, selbst wenn solche Debatten uns manchmal als ‚moot‘ vorkommen mögen.

Über den Autor:

Thomas Schulte-Umberg, Dr., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kirchengeschichte des Fachbereichs Katholische Theologie der Universität Wien (thomas.schulte-umberg@univie.ac.at)